



Frauenkirch bei Davos. Handzeichnung von Karl M. Kromer, Davos.

Die besten Schuhwaren

sind:

◆◆ Marke Weill ◆◆

Marke High life

Marke Columbus

Zu kaufen in allen bessern Schuhgeschäften



≡≡≡ Alleinige Sabrikanten: ≡≡≡



Schuhfabriken Weill A. & B.

in Kreuzlingen.

An Private wird nicht verkauft.

Deutsche Internierten-Zeitung

Herausgegeben mit Genehmigung des Schweizer Armeearztes von der
„Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge Bern“.

Schriftleitung: Bern, Thunstraße 23. Fernsprecher 5479. — Verlag: A. Francke, Bern.
Gedruckt in der Deutschen Internierten-Druckerei, Bern, Belpstr. 77. Fernsprecher 5419.

Bern, 8. April 1917.

Erscheint wöchentlich.

Heft Nr. 29.

Bezugspreis für Nicht-Internierte (zugunsten der Gefangenenfürsorge): Vierteljährlich (12 Hefte) ohne Beilagen Fr. 3.20, mit Beilagen Fr. 4.20 einschließlich Postgebühren (bei der Post nur ohne Beilagen bestellbar). In Deutschland ausschließlich Zeitungs-Postzuschlag. Einzelpreis der Nummer Fr. 0.30, mit Beilagen Fr. 0.50. Anzeigenaufträge an uns oder an die Anzeigestelle Rudolf Mosse in Zürich.

Inhalt. Gedicht von G. W. Eberlein: Opfertod und Auferstehung. — Heimat zu. — Die Kriegslage. — Die Kriegskosten der Großmächte. — Die Stellung des Feldwebelleutnants. — Davos im Winter. — Berichte: Interniertenprüfung Luzern und Burgdorf. — Stansstad. — Lenzerheide. — Disentis. — Kunst und Dichtung: Sonettenkranz. — Von deutschen Malern. — Mitteilungen.

Außerdem als Beilage: Mitteilungen der Kais. Deutschen Gesandtschaft, Abt. G, und „Der Sonntagsbote“.

Ostern 1917.

Zwei Gedichte von Gustav W. Eberlein.

Opfertod.

Ein Kreuz steigt auf.
Es steigt ein Kreuz aus abertausend Kreuzen,
die schlachtenschlicht
an diesem Tage sich die Arme reichen.
Es ragt des Riesenkreuzes Opferzeichen
bis zu dem Tor der Ewigkeit hinauf.

Ein Volk kniet hin.
Es kniet das deutsche Volk vor seiner Söhne
Erlösertum.
Hoch ragt das Kreuz, das ihr für uns getragen!
Dem Gräberfeld schmettern Posauntentöne
die Auferstehung. Herrlich will es tagen.

Und eine Stimme spricht.
Es spricht die Stimme jedem Kreuz zum Troste:
Siehe, ich harre dein!
Wahrlich, mein Wort soll sich an dir erfüllen,
um deines opferheiligen Blutes willen
wirst du mit mir im Paradiese sein.

Auferstehung.

Schütternd springen die Gräber auf.
Es klaffen die klirrender Waffen erwüteten
Schollen
der fremden Erde.
Sturmhaft stehen die Männer auf.
Zerschossene Stirnen lauschen ins Donnerrollen,
ob Kampf es werde.
Kamerad, die Hand! Nun marschieren wir weit!
Das sind nicht Kanonen, die rufen, das sind
Posaunen
der Ewigkeit!
Es tagt.

Es tagt, wo immer einem brach das Licht:
Die von der Maas bis zu den Dünen wehen,
vom Sinai zur Ostsee fielen — — stehen
in Reih und Glied. Und eine Stimme spricht:
In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.
Die Himmel auf ein Flammenschwert bricht.
Über das knieende deutsche Volk
hochhin ziehen verklärt die Scharen. Die Zeit
senkt tief den Speer.
Es senkt der Wächter sein Flammenschwert.
Einzieht zum Tore der Unsterblichkeit
das heilige Heer.

Heimat zu.

Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914 von Eugen F. Spengler.

(Fortsetzung.)

Mit dem grauenden Morgen gehe ich hinaus, barhaupt und barfuß, wie ich immer ging, gehe über die Felder und durch den Wald, in dem es so heilig schön ist, und von dem ich mich nur mit Herzweh trenne. Der Abschied von den Menschen wird mich kaum berühren; aber daß ich diesen Wald lassen muß, macht mich unsagbar traurig. Ich kenne ihn besser als die, die ihn seit 20 Jahren kennen. Ich weiß, auf welchem Sumpfe nachts Irrlichter springen, wo das flimmernde Holz liegt, kenne die Beerenschläge und den Rehsteig; weiß, wo die paar Biber — nach ihnen heißt ja der Fluß — ihr bauendes Wesen treiben. Gar manchmal habe ich den weichpelzigen Breitschwänzen vom Boot aus, noch besser vom Ufer her, zugesehen, ihnen, von denen die Sage geht, daß es in Europa keine mehr gäbe.

Ins Moos werfe ich mich und presse Kiefernzapfen in den Händen, daß mein Blut läuft, als wären sie die Ketten, die die Kriegstollen geschmiedet. Dann stehe ich wieder auf und streife weiter, weiter: beim Habichtsmoor vorbei, an dem ich oft Stunden durch mit der Flinte gelegen hatte, ohne je zu schießen, weil ich vor lauter Zuschauen den Zweck meines Hierseins vergessen hatte; statt zu töten, bewunderte ich.

Erst zum Mittag komme ich zurück. Sie sprechen natürlich alle vom Krieg, mögliches und noch mehr unmögliches; keiner ist mehr, der an Deutschlands Niederlage zu zweifeln behauptet.

Doch, einer, Alexander Michaelowitsch. Unverhohlen gibt er seinem Glauben Ausdruck, daß Deutschland siegen werde, ja, daß er sogar hoffe, daß Deutschland siege.

„Weshalb?“

„Ich kann ja sagen, weil es viel interessanter ist. Was ist das wenn die Übermacht siegt? Wenn sie erliegt, das ist interessant.“

„Das schon“, werfe ich ein, „aber als Russe müssen Sie doch Rußland den Sieg wünschen.“

„Muß ich? Im Gegenteil, seine äußere Niederlage wird seine innere Größe bedingen. Wie stellen Sie sich denn zum Siege?“

„Auch ich“, gestehe ich ein, „wünsche ihm Deutschland.“

„Daß die Deutschen noch großmäuliger werden!“ wirft Gelen Gregorlowna ein.

„Nein, sondern weil ihre Sprache die meine, ihre Literatur meine Literatur ist, weil ich alles, was ich innerlich wert bin, Deutschland verdanke. Was die Großmäuligkeit betr.“

„.....na“, unterbricht der Hausherr, „so sind die Franzosen keine Spur bescheidener, nur, und darauf fallen wir herein, schmeicheln sie uns, während sie sich rühmen.“

Das weitere Gespräch ist nun plötzlich furchtuntermischt, die galizische Grenze liegt ja nur 180 Werst von hier. Sie überlegen schon, ob sie das Haus bevor die Österreicher drin sind oder erst, wenn sie drin sind anzünden sollen. Daß sie den Fluß und den Sodbrunnen vergiften werden, womöglich mit Cholerabazillen, die man schnell aus der Stadt kommen läßt, ist klar.

Ich fühle mich durch diese Pläne — der Graf ist bereits gegangen — aufs tiefste angeekelt. Auch von einem Feinde spricht man doch anders. Ich bin froh, als der Diener meldet, der Wagen für meinen Koffer sei bereit, denn, da der Wagen an neun Stunden braucht, wird er fahren, ehe der weggeschickte Bote zurück ist, der nicht vor zwei Uhr erwartet werden kann. So gehe ich in mein Zimmer, lege meine Bauernkleider ab, die ich vier Monate getragen, und ziehe die Uniform an, die mein Beruf mich zwingt, in der Stadt zu tragen. Schuhe und Strümpfe ziehe ich wieder an, Dinge, deren ich doch so ungewohnt bin und in denen mir nicht mehr wohl werden will. Als der Wagen weggefahren ist und ich über den Wirtschaftshof schreite, wirft mir Alexei einen Stein nach, „Spion!“ dazu schreiend. Er haßt mich, weil ich ihn auspeitschen ließ, als er, um Wolodia zu ärgern, einen Hofhund an einem Baum gehenkt hatte.

Ich weiß, was hier dieses Wort, besonders in dieser Zeit bedeutet. Schließ' ich dem Rufer nicht sofort den Mund, können mir Überraschungen werden, die ärger sind als der Stein. Ich setze dem Kerl nach. Nichts nützt ihm der Versuch, wegzulaufen, denn seine schwindstüchtige Lunge versagt. Durchs Teerauchen hat er dies erreicht, als er sich vom Heeresdienst befreien wollte. Da ich ihn am Genick packe, knickt er förmlich zusammen. Feige Angst steht in seinem Auge. Er fleht, daß ich seiner schone, dem Herrn nichts sage. Umsonst, ich fasse ihn am Gürtel und treib' ihn vor mir her zum Verwalter, wo er zitternd erwartet, was meine Unterredung mit dem Besitzer für Folgen zeitigt: Lohnabzug, die bitterste Strafe, ärger als Prügel, er mag noch so gering sein.

Derweil ist der Bote von der Bahn zurückgekehrt: Um elf Uhr fahre der Zug; der letzte soll's sein von Warschau her.

So muß ich denn gehen. Ich nehme Abschied von den Menschen, die mir lieb und wert geworden sind. Schwerer fällt es mir, als ich gedacht habe. Noch einmal streichle ich meinen Hund, den ich zurücklassen muß. Er winselt und zerrt an der Kette; noch einmal gebe ich der „Miß“ Zucker. Sie soll mich davontragen, wohl auf Nie-Wiedersehen. Jetzt in den Sattel, ein letztes: „Do swidanija!“ und ich trabe davon, hin zu der Heeresstraße, die einstens Katharina II. bauen ließ. Noch reite ich den Fußweg zur Furt, meine Füße streifen die Ähren, deren Wachsen ich gesehen. Nun komme ich zum Flusse, auf dem ich so gerne gerudert. Drei Brücken hatte man hier schon gebaut, eine wie die andere haben die Bauern gestohlen. Noch einmal schaue ich nach dem Herrenhaus, das friedlich durch den Obstgarten blickt und gekrönt wird von den mächtigen Pappeln. Auf dem Flachdach hocken die Jungen und schwenken Tücher, ich winke wieder — jetzt aber durch! Hochauf spritzt das Wasser, als wollte es den Weg zurück — verwischen.

Im Dorf stehen die Weiber und die wenigen zurückgebliebenen Männer in zwei dichten Knäueln zusammen. Sollte der Spion bereits wirksam sein? Nein, sie tragen sich mit guter Absicht. Sie wissen, daß ich in den Krieg muß — gegen die verdamnten Deutschen, Sergej hat es ihnen gesagt. So wollen sie mich denn nochmals sehen, und Katka reicht mir ihr Kind. Vor sechs Wochen war ich dem damals noch ziegelroten Pate gewesen, als der Pope es taufend in den Fluß tauchte. Sie reichte es mir, damit ich seinen sechswöchig schmutzigen Mund küsse. Als ich das zapplige, grausige Ding zurückgebe und sie sieht, daß es ein Geschenk in den Fingerringen knüllt, da küßt sie mir stürmisch die Hand und fängt an, zu heulen, und zwei, drei andere fangen auch an. „Do swidanija, malü Tolstei!“ rufen sie mir nach. Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren. Dieselben, die mich jetzt, weil ich gleich ihnen bäurische Kleidung getragen hatte, und ihren Tee trinkend, in ihren Hütten gesessen war, mit des volkstümlichen Dichters Namen bedenken, die waren einst zum Priester gelaufen, am vierten Tag, den ich unter ihnen weilte, zu fragen, ob es nicht besser wäre, mich ins Gefängnis zu werfen, da ich ein Antichrist sei, denn ich sänge Lieder, die kein Mensch verstünde.

Die letzten Häuser, die letzten Gehöfte bleiben hinter mir zurück. Bald sehe ich nichts mehr, als Wald und Ebene, nur in der Ferne hinter einem Bodenwall hervor, ragen flatternd einer Windmühle Flügel, bis auch diese verschwinden. Schon bin ich in Gebieten, deren Kennzeichen mir fremd sind, die ich erst einmal, bei meinem Kommen betreten. Aber ich kann nicht irre gehen. Die Straße gleicht einem breit und trüg fließenden Strome, auf dem ich dahintreibe. Allerdings ein Strom mit Tücken und Hinterlisten, mit Stellen, da das Pferd bis über die Knie in den Sand sinkt, mühevoll sich abplagend; mit Löchern, die trotz der dreiwöchigen Dürre voller Kot sind.

*) Auf Wiedersehen, kleiner Tolstoi.

Das Pferd kann den Fuß brechen, wenn es hineintritt, denn er verbirgt die Steine, die in ihm liegen. Dann geht's wieder am Bord hin, daß man auf des Tieres Hals liegen muß, von den Birken, Eichen oder Fichten nicht geohrfeigt zu werden. Der Wind treibt einem Staub ins Gesicht, daß die Augen brennen und die Lippen kleben und die Haut bestreut ist, daß man auf ihr, wie auf den Kleidern zeichnen, aus den Haaren Sand schütteln kann.

Aber trotz dieser Unannehmlichkeiten ist ein solcher Ritt schön, wunderbar schön.

Gewiß, es liegt über dem Lande eine große Eintönigkeit. Nur scharfe Augen mögen erkennen, daß sie voll Leben ist, daß sie berichtet, erzählt, daß die Formen, die Bilder ebenso rasch und verschieden-gestaltig wechseln, wie bei einer Fahrt im Hochgebirgsland. Und in der Eintönigkeit liegt eine solche Harmonie der Farben und der durch sie erzeugten Widerspiele, die ihr das Schwere, Düstere nehmen, daß sie herztiefer erfreuen kann als die Erhabenheit schroffzackigen Berglands.

Dann und wann begegne ich einsamen Wagen, die sich mühsam durch den Sand quälen. Anfangs sind es noch Bewohner aus dem Dorf: Der Priester mit seinem Sohn, der ein Varietémädel geheiratet, die goldnen Kirchengesetze gestohlen und sieben Tage in der Woche einen Rausch hat; Karol mit seinem Bruder, der vor zwei Wochen mit einem Hammerschlag auf den Schädel, daß das Hirn herausgespritzt, und 14 Stichen in den Unterleib den Maxim tötete, nachdem sie ihm erst ein Auge ausgestochen und die Fingernägel gebrochen hatten. Er wäre sieben Jahre nach Sibirien gekommen; aber da er jedem Zeugen 30 Rubel gegeben hat, haben sie ausgesagt, daß er in Notwehr gehandelt habe, im Wald hätte ihn der Maxim, der ja auch vor acht Jahren ein Pferd stahl, überfallen, und es sei eine verruchte Lüge der Marja, die der Herrgott dafür strafen werde, wenn sie behaupte, daß die beiden Brüder ihren Mann aus dem Bette herausgeholt hätten. Der Straßnik hat das alles aufgeschrieben, und, weil elf es so sagten, wird er gegen die Marja, besonders weil sie eine Polnische ist, Klage wegen Meineides erheben.

Weiter, vorbei an baufälligen Hütten, die am Wege kleben; vorbei an wogenden Kornfeldern die mahdbereit sind und vom nächsten Hagel zusammengeschlagen werden, dann stumpfsinnig vor sich hintösend trauern die Weiber um ihre fortgezogenen Männer. Sie mögen sich kaum das Essen kochen, geschweige denn, daß sie zur Hacke oder Sichel greifen.

Eine einzige seh' ich, die mit kräftigem Arme die Axt schwingt, Birkenstämme behauend, die Hecke auszubessern. Als ich dann sehe, daß sie einen der Stämme, den sie hochbinden will, nicht meistern kann, steige ich ab und helfe ihr, wofür sie mir Tee bietet.

„Wo ist dein Mann?“

„Im Gefängnis, Herr.“

„Warum?“

„Er weigerte sich, Soldat zu sein. „Gott ist die Liebe“ sagt er.“

„Was sagst denn du dazu?“

„Er hat recht, Herr. Gott will nicht, daß wir töten.“

„Ja, aber wer hilft dir im Hof?“

„Niemand, Herr ich schaff's selber.“

Und ich kann sehen, wie sie's schafft. Eine Sauberkeit herrscht im Haus und auf dem Hof, wie man sie sonst nur bei den deutschen Ansiedlern gewohnt ist. Auch das Kind ist sauber, das mich mit großen Augen anstarrt. Es ist ein Bild des Friedens, das ich verlassen muß. Fast beschämt höre ich der Frau: „Spasibo, barin.“ Ich komme mir neben der Starken mit der blonden Haarkrone, die in der Sonne gülden aufgleißt, mit den fleißigen Händen und den mütterlichen Hüften wenig herrenhaft, sondern recht klein vor, und meine Gedanken weilen noch bei der Hütte, da sie mir längst verschwunden ist.

Das schnaubende Klaffen eines Hundes stört mich auf. Anfangs glaube ich, es sei das Tier eines Bauern; doch als es näher kommt, ist mir, als hätte ich diesen Laut

*) Ich danke, Herr.

schon öfters gehört. Ich drehe mich um und erkenne Bum. Winselnd vor Freude springt der staubbedeckte Hund an mir hinauf. Er leckt mir die Füße, und als ich absteige, Hände und Gesicht mit rissig trockener Zunge. Er bricht schier zusammen und kann sich doch nicht genug tun, seine Treue zu erweisen. Ich schaue nach Wasser; doch keins ist in der Nähe, meinen lechzenden Freund zu tränken. Das Herz krampft mir zusammen, als ich die Kette sehe, die er mit ihrem Ring aus der Mauer gerissen, als ich sehe, wie er aus tiefer, ausgefetzter Halswunde blutet. Mit der Linken ihn streichelnd, mit Koseworten ihm dankend, ziehe ich meine Browning aus der Tasche. Nun graule ich ihm an der Stirn, daß er nicht achte, wie ich die Waffe ansetze, entsichere, schieße: mein bester Freund, mein Kamerad einsamer, oft schmerzdurchwachter Stunden ist nicht mehr. Gebrochen quellen ihm die Augen aus dem Schädel, Augen, in denen mehr Seele gelebt hat als in manches Menschen Auge. Mit Händen und Füßen scharre ich eine Grube, mache mir Vorwürfe, daß ich das Tier tötete, und muß mir doch sagen, daß ich also am besten gehandelt.

Als ich mich wieder zum Pferd wende, sieht es mich an, als wollte es mich fragen, „Machst du es mir an der Station auch so?“ und erinnert mich damit, daß ich ja auf den Zug muß. Drei Viertelstunden Verspätung. Ich muß sie einholen. So gebe ich denn dem Tier die ihm ungewohnten Sporen und hetze dahin durch den Abend.

Selbst durch die Judensiedlung, in der auch eine kleine Garnison liegt, verlangsamt ich das Tempo nicht. Entsetzt stieben die Hühner auseinander; quikend fliehen die Schweine, die ich aus ihrem Schlammbad auftrieb. Vor den schmutzigen Läden stehen mich anstaunende Juden. Ihre Töchter, rassige, starkbrüstige Mädchen mit schönen Gesichtszügen und prächtigem Schwarzhaar stolzieren auf den Holzstegen, oft in Kostümen, die sie ruhig auf den Pariser Boulevards zeigen dürften, während die Mütter, verbliut und verhärt, das Geflügel locken: „Zip, zip, zip,“ und nicht wie bei uns uns: „pipipipi!“ Auch ein paar Soldaten gehen vorbei und grüßen, wie so oft meine Kleidung verkennend: „Strawtwuite barin!“

Erst auf freiem Felde, da des Abends Schönheit mich wieder umfängt, reite ich langsamer, mehr durch diese bezwungen, als aus selbstfreiem Willen.

Rotpurpurglühend senkt sich der Sonne mächtiger Ball, durch drängende Wolken sich durchwindend, die ihr das Gesicht verhüllen wollen. Mit sanfter Hand, wie die Mutter über des schlafenden Kindleins Wange, streicht sie über die Gräser und Halme. Etwas Müdes, Trauriges liegt darin, so ein: Vielleicht bald, bald zerstampfen euch kämpfende Heere.

Und kämpfende Heere stehen am Himmel; es ist, als ziehe eine Fata Morgana die ersten Kämpfe an den Zenit: Mächtige Reiterscharen sprengen in dichten Knäueln dahin, deutlich ist ihr Führer, Reiter wie Roß, zu erkennen. Vorgebeugt liegt er im Sattel, jetzt fällt er zurück, sein Pferd bäumt sich; hat ihn die tödliche Kugel getroffen? Nein, nur eine Windströmung, die in den ganzen Spuk wild-zausend hineinfährt und ihn in Flocken zerreißt.

Noch einmal bricht in einem langen, rechteckigen Streifen der Sonne Glut hervor, darüber sind schwarze Wolken und zwischen beiden, fast silbern weiß, ein gleicher Streifen weißer Himmel: Deutschlands Farben über Rußlands Weite.

Der Wald verhüllt mir das Bild. Er ist wie erstorben, nur ein Feuer lodert darin, mitten zwischen den Bäumen. Soll ich das nächste Dorf suchen, es dort sagen, denn ein Waldbrand könnte entstehen? Wozu auch, was macht ein Waldbrand, wenn die Welt brennt? Duster liegt die Kriegslast auf mir, ich bin froh, als ich das Gehölz verlasse und schaue sehnsüchtig suchend zum Himmel, ob er mir ein Zeichen gäbe. Aber kein Stern ist, kein einziger, nur wirre Wolken und der Mond, der eine Fratze, gleich einem grinsenden Clown schneidet. Weiter, weiter! Von seinem Lichte fahl beschiene, hüpfen die schwarzweißen

*) Seid gegrüßt, Herr.

Werstptähle an mir vorbei: 8 Werst, 7 Werst. Sind schwarz und weiß nicht auch Basels Farben? Doch, und über meine Lippen geht's, mir selbst kaum bewußt: „Heimat, o Heimat“. Wäre doch dieser Sand heimischer Boden, ich würde niederknien und mit beiden Händen ihn fassen. Aber es ist russische Erde; Erde, die mir ja auch lieb ist, wenn auch nicht so wie die andere, in der ich wurde, der ich bin.

Stimmen wecken mich. Es ist ein benachbarter Guts- herr, der mit seiner Gattin zur Bahn will. Jetzt hat der Knecht sie im Sand stehen lassen, Dringendes zu besorgen. Ich reite zu ihm hin, daß er sich eile, und bekomme das berüchtigte: „Sei tschaß“, zur Antwort, das „Sofort“ bedeutet, wörtlich aber „zu dieser Stunde“ heißt und von den Russen wörtlich befolgt wird. So geht es denn drei

bis vier Minuten, bis der Kutscher auf seinem Platz sitzt, zwei weitere, bis er los fährt.

Jetzt kommen wieder Häuser. Die Straße ist nun gepflastert, und wie gepflastert. Bogenlampen, je 100 Arschin eine, stehen an ihrem Rande und brennen nicht. Menschen drängeln sich in Knäueln, schwatzen vom Krieg und bestaunen die Wagen, die sich zu drängen anfangen. Jetzt erfüllt das Heulen einer Sirene die Luft, daß es durch mein Pferd durchschaudert; noch eine Biegung, ich bin am Ziel.

Als ich absteige, faßt schon der Knecht nach den Zügeln. Ich tätschle dem Tiere den Hals, zum letzten Mal frißt es aus meiner Hand den Zucker, dann zwänge ich mich durch die sich stauende Menge in die Halle, in der Andrej bereits mit dem Koffer auf mich wartet.

Die Kriegslage.

(Bis zum 2. April.)

Die Rückzugsbewegung des deutschen Heeres zwischen Arras und Vailly, östlich von Soissons an der Aisne gelegen, hat sich fortgesetzt, aber sie ist wesentlich langsamer geworden, so daß auch jetzt noch die vor acht Tagen angegebene Linie Arras — westlich St. Quentin — La Fère — Vailly (östlich Soissons) im allgemeinen inne gehalten wird. Dabei haben sich streckenweise ziemlich heftige Kämpfe abgespielt, wenn gleich deutscherseits der Ausdruck „Schlacht“, den die Franzosen den Gefechten nordöstlich von Soissons beigelegt haben, abgelehnt wird. Da die deutschen Berichte auch jetzt noch gelegentlich vom „Ausweichen“ deutscher Truppen sprechen, muß man annehmen, daß die vorgesehene neue Verteidigungslinie, die vielfach als „Hindenburgstellung“ oder nach dem Schweizer Militärkritiker Stegemann auch als „Siegfriedstellung“ bezeichnet wird, noch nicht völlig erreicht ist, die Frontverlegung beträgt an einigen Stellen 35 bis fast 40 km. nach der Tiefe.

In der Champagne gingen die Einzelkämpfe mit wechselnden Erfolgen weiter. Die französischen Berichte über Erfolge bei Höhe 304 (Verdun), werden deutscherseits durchaus bestritten.

An der russischen und rumänischen Front ist endlich Tauwetter eingetreten. Das Gelände ist infolgedessen vielfach unwegsam. An anderen Stellen lebte dagegen die Gefechts- tätigkeit, die fast durchgängig zu gunsten der Deutschen und Österreicher verlief, auf. Indessen darf man dies nicht als Vorspiel zu umfang- reicheren Angriffen von deutscher Seite auffassen. Vielmehr scheint sich die erste Einwirkung der russischen Vorgänge auf die Kriegführung nunmehr in der Erklärung zu zeigen, die der Reichs- kanzler in seiner jüngsten Rede abgab: „An unserer Ostfront kommen größere Operationen zur Zeit nicht in Frage. Schon die Jahreszeit und die grundlosen Wege würden eine größere Offensive verhindern.“ Ob sich das auch auf die rumänische Kampflinie bezieht, ist fraglich.

Die im vorigen Bericht erwähnten Kämpfe in Mazedonien scheinen doch erheblicher gewesen zu sein, als es zunächst den Anschein hatte. Es hat sich scheinbar um einen energischen Vorstoß der Franzosen mit großen Mitteln gehandelt, der von den Bulgaren, Türken und Deutschen voll- kommen abgewiesen worden ist.

An der italienischen Front sind den Öster- reichern einige kleinere Unternehmungen, die ein paar hundert Gefangene und kleine Stellungsver- besserungen einbrachten, geglückt.

Nicht ganz klar erscheint die Lage auf den asiatischen Kriegsschauplätzen.

Die letzten englischen Meldungen hatten Unter- nehmungen in der Nähe von Samarra, etwa 100 km. nördlich von Bagdad, am Tigris erwähnt. Neuer- dings, berichten die Türken unter dem Datum vom 26., 30. und 31. März von drei siegreichen Gefechten, in denen sie 2780 Gefangene und sieben Maschinengewehre gewonnen haben; in- dessen ist bei allen Meldungen keine Ortsbe- zeichnung, (außer der Notiz „am Tigris“), ange- geben. Nach den türkischen Angaben waren jedesmal die Engländer die Angreifenden.

Demgegenüber besagt eine nach längerem Stillschweigen von seiten der Engländer ein- gelaufene Meldung vom 31. März, daß sich am 25. erbitterte Kämpfe am Dialah, einem nicht weit unterhalb Bagdad mündenden Nebenfluß des Tigris, etwa 100 km n.-ö. dieser Stadt bei Kizil Robot abgespielt hätten und zwar hätten die Türken mit neuen Verstärkungen angegriffen. Demnach scheint der englisch-russische Vormarsch wenig- stens vorläufig zum Stehen gebracht zu sein. Die englische Front läuft von Feluja (50 km westlich Bagdad) nach Nordosten, den Tigris etwa 55 km nördlich von Bagdad kreuzend.

Auf der Sinaihalbinsel haben die Eng- länder ihre Truppen allmählich vom Suezkanal an der Mittelmeerküste entlang 200 km bis an den Ostrand der Wüste vorgeschoben. Es ist am

26. und 27. März zu einem für dortige Verhältnisse bedeutenden Gefecht in der Nähe von Gaza gekommen. Nach englischen Berichten standen 20 000 Türken, nach türkischen vier englische Divisionen im Kampfe. Beide Teile schreiben sich den Sieg zu; die Engländer behaupten, neben 900 Mannschaften einen Oberkommandierenden und einen Divisionsstab gefangen genommen zu haben, die Türken, daß vor ihrer Front 3000 tote Engländer beim Aufräumen des Schlachtfeldes gefunden worden seien.

Von der See sind besonders wichtige Ereignisse nicht zu verzeichnen. Die Engländer haben wieder zwei Torpedobootzerstörer (einen durch Minen, den andern durch Zusammenstoß) und einen Hilfskreuzer (durch Torpedierung) verloren. Der deutsche Staatssekretär der Marine hat im Reichstag erklärt, daß die Zahl der Unterseeboote an der Front stetig im Wachsen sei; die Nachrichten über die Vernichtung zahlreicher U-Boote seien erfunden. Der Frontzuwachs über-

träfe in den Monaten Februar und März die Verluste bei weitem; auch im März wären die Erfolge des U-Bootkrieges gut.

In diesem Zusammenhang ist die unwidersprochen gebliebene Äußerung des bekannten englischen Politikers Lord Beresford, die er am 27. März im Oberhause machte, interessant, daß zu den englischen Schiffsverlusten von 505 000 t im Februar bis zu diesem Tage bereits neue Verluste von 225 Schiffen mit über 420 000 t getreten seien.

Auf neuere Anfragen im englischen Unterhause hat ein Regierungsvertreter jetzt folgende Angaben über die in englischen Händen befindlichen Kriegsgefangenen gemacht: 55 397 Deutsche, 16 Österreicher, 763 Bulgaren und 15 512 Türken, wobei erwähnt wurde, daß die letzte Zahl ungenau und wahrscheinlich zu gering sei.

Neuerdings heißt es im Gegensatz zu früheren Mitteilungen, daß Prinz Friedrich Karl von Preußen nicht tot, sondern auf dem Wege zur Genesung sei.

Die Kriegskosten der Großmächte.

Von Hauptmann d. L. Görcke.

Die Wahrheit des bekannten Ausspruches des alten Feldherrn Montecuculi, daß zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und drittens nochmals Geld gehöre, hat auch bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ganz sicher niemand bestritten. Wohl aber würden sehr viele Leute und unter ihnen ganz gewiegte Geldfachleute es vor dem Kriege sehr energisch für ganz unmöglich erklärt haben, solche Summen aufzubringen, wie sie bereits durch den Krieg verschlungen worden sind. Diese sind bei sämtlichen kriegführenden Großmächten zu einer schwindelerregenden Höhe angestiegen, aber keineswegs in gleichem Maße, wenn man die Heeresstärken, Frontlängen, Entfernungen der Heere von der Heimat, Löhnungshöhen der Soldaten usw. in Erwägung zieht. Es ist auch von diesem Gesichtspunkt aus durchaus lehrreich, die Ausgaben der hauptsächlich für den Krieg in Betracht kommenden Staaten einer Nachrechnung zu unterwerfen.

Dabei empfiehlt es sich im gegenwärtigen Augenblick die Zeit von Beginn des Krieges bis zum 31. März 1917 zur Betrachtung heran zu ziehen. Es handelt sich dann um $2\frac{2}{3}$ Jahre oder 32 Kriegsmonate, deren Kosten für die einzelnen Kriegführenden festzustellen sind. Will man diese Ausgaben miteinander in Vergleich bringen, so muß man selbstverständlich bei allen Staaten dieselben Gesichtspunkte für die Berechnung gelten lassen. Und zwar mögen im Folgenden alle Ausgaben für Heer und Flotte, alle Aufwendungen für Familienangehörige, Witwen und Waisen der Krieger, sowie die Zinsen der Kriegsanleihen als Kriegskosten angesehen werden.

Für England hat der Schatzkanzler die Gesamtausgaben in den 32 Kriegsmonaten auf 4200 Millionen Pfund Sterling, das heißt rund $85\frac{1}{2}$ Milliarden Mark angegeben, zu denen nachträglich noch 64 Millionen Pfund ($1\frac{1}{4}$ Milliarden Mark) hinzugetreten sind. Indessen sind in dieser Summe auch diejenigen Verwaltungsausgaben enthalten, die die Zivilfriedensverwaltung ohnehin erfordert haben würde. Nach dem Ansatz, den diese Ausgaben vor dem Kriege gehabt haben, wird man sie auf 320 Millionen Pfund Sterling oder rund $6\frac{1}{2}$ Milliarden annehmen müssen, so daß $80\frac{1}{4}$ Milliarden übrig blieben. Darin sind nun aber nicht weniger als $18\frac{1}{4}$ Milliarden Leihgelder enthalten, die England an seine Kolonien und Verbündeten verliehen hat, um diesen die Kriegführung zu erleichtern oder überhaupt zu ermöglichen. Ob England später auf die Wiedereinziehung dieser Darlehen ganz oder teilweise verzichten wird, ist jetzt natürlich unmöglich zu beurteilen. Es ist wohl möglich, daß dies in gewissem Maße geschieht, und daß demnach Teile dieser Summe später mit in die Kriegskosten Englands eingesetzt werden müssen. Da wir uns hier aber die eigentlichen Ausgaben der Staaten für die Kriegführung ihrer eigenen Heere und Flotten vor Augen führen wollen, müssen wir diese $18\frac{1}{4}$ Milliarden absetzen. Es ergeben sich sonach für die englischen Kriegsausgaben bis zum 31. März 1917 rund 62 000 000 000 Mark, wohlverstanden ohne die Ausgaben, die die Kolonien gehabt haben.

Für Frankreich stellt sich die Rechnung etwas billiger.

Nach den Angaben in den Kammern sind die Bewilligungen auf rund 70 Milliarden Franken anzusetzen, zu denen noch 2 Milliarden des ursprünglichen Etats von 1914 treten. Von diesen sind auch hier die Kosten der Zivilverwaltung und die Zinsen für die vor dem Kriege bereits bestehenden Staatsschulden abzuziehen, Summen, die sich auf rund $5\frac{1}{2}$ und 2 Milliarden berechnen, so daß die Heeres- und Flottenausgaben mit den durch den Krieg sonst entstandenen Kosten rund $64\frac{1}{2}$ Milliarden Franken oder rund 52250000000 Mark (1 Frank gleich 80 Pfennig) betragen.

Für Rußland läßt sich aus den in die weitere Öffentlichkeit gelangten Mitteilungen mit einiger Sicherheit etwa folgendes feststellen. Die Vorschläge für den Reichshaushalt sind im einzelnen wie im Frieden aufgestellt worden, alle Sonderausgaben, die aus dem Kriege herrühren, dagegen im Bauschquantum angesetzt. Nach Zeitungsangaben aus den Jahren 1915 und 1916 darf man diese letztgenannten wie folgt schätzen: Für die fünf Kriegsmonate 1914 auf rund $2\frac{1}{4}$, für die zwölf Monate 1915 auf 8, für 1916 auf 12,870 Milliarden Rubel. Für die drei Monate des laufenden Jahres läßt sich aus der Angabe, daß der Krieg letzthin täglich 45 Millionen Rubel gekostet habe, die Höhe der Kriegskosten auf rund 4 Milliarden Rubel berechnen. Zu diesen Summen treten nun aber noch die Ausgaben für Heer und Flotte, die im ordentlichen Etat für 1915 mit 803 Millionen Rubel angesetzt sind; setzt man dieselbe Summe für 1916 und einem entsprechenden Anteil für 1917 ein, so ergeben sich noch weitere 1800 Millionen Rubel. Demnach wären die russischen Gesamtkriegsausgaben auf fast 29 Milliarden Rubel oder (den Rubel nach seinem Friedenswerte gleich 2,30 Mark gesetzt) auf etwa 66000000000 Mark anzusetzen.

Bleibe von den Großmächten des Zehnverbandes, da Japan hierbei nicht in Betracht kommen kann, noch Italien zu berücksichtigen.

Bei ihm freilich liegen die Verhältnisse insofern etwas anders, als es erst im letzten Drittel des Maimonats 1915 in den Krieg eingetreten ist; es hatte also rund zehn Monate weniger zu bezahlen als die anderen Mächte.

Nach französischen Zeitungen vom Juli 1916 betragen die Kriegskosten Italiens bis zum 31. Mai 1916, d. h. nach einem Kriegsjahr, 8280 Millionen Lire. Die Monatsausgabe wurde damals auf 800 Millionen, im darauffolgenden November zu mehr als 1000 Millionen angegeben, so daß man die sieben Monate bis zum Schlusse des Jahres 1916 mit etwa $6\frac{1}{2}$ Milliarden und die drei Monate 1917 mit $3\frac{1}{2}$ Milliarden nicht zu hoch anschlagen wird. Das sind rund $18\frac{1}{4}$ Milliarden Lire oder

(unter Einsetzung des Friedenswertes von 81 Pfg. für die Lire) etwa 14750000000 Mk. Wollte man zum Vergleich mit den Aufwendungen der anderen Mächte die italienische Kriegführung mit den Kosten für weitere zehn Monate belasten, so würde man nach Maßgabe des starken Anwachsens der monatlichen Ausgaben bei den andern Kriegführenden und auch, wie oben dargetan, bei Italien selbst etwa $13\frac{3}{4}$ Milliarden Lire oder 11 Milliarden Mk. zuschreiben haben. Damit würde sich diese Vergleichssumme auf $25\frac{3}{4}$ Milliarden Mark beziffern.

Von den Vierbundsmächten können nur Deutschland und Österreich-Ungarn als wirkliche Großmächte zum Vergleich herangezogen werden.

Für Deutschland ergibt sich durch Aufrechnung nach den bekannt gewordenen Durchschnittsausgaben der Monate in den verschiedenen Abschnitten des Krieges, ebenso wie aus der Angabe der Reichsschuld und offenen Kredite am 1. Oktober 1916, wie auch schließlich aus der Aufrechnung der bewilligten Kriegskredite übereinstimmend eine außerordentliche Kriegsausgabe von nicht ganz 62 Milliarden Mk. Dazu kommen aber wahrscheinlich noch 657 Millionen aus dem Reichshaushaltsetat für 1917 für Heer und Flotte, ferner rund drei Milliarden Mk. Kriegsanleihezinsen, die in den Etatsjahren 1915 und 1916 außerdem ausgegeben worden sind. Darnach würden die deutschen Kriegsausgaben bis zum 31. März 1917 auf rund 65000000000 Mk. auflaufen.

Für die österreichisch-ungarischen Kriegskosten sind nach Schätzungen der verschiedenen Seiten ungefähr 45 Milliarden Kronen anzunehmen. Diese würden bei Verrechnung nach dem Friedenswerte einer Krone gleich 85 Pfg. gleich 38250000000 Mk. sein.

Eine Gegenüberstellung der Kriegsausgaben dieser sechs Mächte gibt demnach folgendes Bild:

England	Frankreich	Rußland	Italien
62	$51\frac{1}{2}$	66	$14\frac{3}{4}$ ($25\frac{3}{4}$)
<hr/>			
194 $\frac{1}{4}$			
Deutschland	Österreich-Ungarn		
65	38 $\frac{1}{4}$ Milliarden Mk.		
<hr/>			
103 $\frac{1}{4}$ Milliarden Mk.			

Welche Leistungen die einzelnen Mächte für diese Aufwendungen aufzuweisen haben hier auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Im großen und ganzen werden unsere Kameraden ja auch mit den Fronten der einzelnen Heere, mit den Aufgaben der Flotten, z. B. mit den Transportleistungen der englischen Flotte usw. Bescheid wissen, um sich über die Bedeutung der eben angegebenen Zahlen klar werden zu können.

Die Stellung des Feldwebelleutnants.

Für viele, schon frühzeitig in Gefangenschaft geratene Internierte, dürfte es von Interesse sein,

Näheres über die Dienst- und persönlichen Verhältnisse der Feldwebelleutnants zu erfahren, da

zu Anfang des Krieges wohl viele ehemalige Unteroffiziere zu Offizier-Stellvertretern ernannt wurden, die Beförderung zum Feldwebelleutnant aber erst später erfolgte und die Meinung vorherrschte, Offizier-Stellvertreter sei dasselbe wie Feldwebelleutnant. Verfasser dieses hatte in der Gefangenschaft häufig Gelegenheit, diese falsche Meinung zu hören, zumal die französische Regierung erst im April 1916, nachdem Gegenmaßnahmen in Deutschland getroffen worden waren, die Feldwebelleutnants als Offiziere anerkannte, die bis dahin in Mannschaftslagern untergebracht waren.

In der Anlage 2 zur Kriegsbesoldungsvorschrift heißt es: Zur Besetzung der Leutnantsstellen bei sämtlichen Formationen können Feldwebelleutnants verwendet werden. Als solche sind in Aussicht zu nehmen: Dienstverfahrene ehemalige Unteroffiziere des Friedensstandes, die bei der Mobilmachung zur Einziehung gelangen oder freiwillig eintreten. Sie müssen in der Front den Dienstgrad eines Feldwebels (Wachtmeisters) oder Vizefeldwebels (Vizewachtmeisters) erreicht haben und sich in geordneten Verhältnissen wie entsprechender bürgerlicher Lebensstellung befinden usw.

Im Bedarfsfalle können auch Vizefeldwebel und Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes, die Offiziersaspiranten sind, aber nicht zur Beförderung zum Offizier des Beurlaubtenstandes in Aussicht genommen sind, zu Feldwebelleutnants befördert werden.

Unteroffiziere des Friedensstandes kommen für eine Verwendung als Feldwebelleutnant und die Beförderung hierzu nicht in Frage.

Die Feldwebelleutnants gehören zu den Subalternoffizieren im Range der Leutnants, denen sie folgen.

Auf sie finden alle auf Offiziere bezüglichen gesetzlichen und sonstigen Vorschriften Anwendung, mit Ausnahme der Bestimmungen über Ehrengerichte und Offizierswahl. Sie nehmen weder daran teil, noch sind sie ihnen unterworfen. Sie erhalten die Gehühnisse eines Leutnants, erhalten die bestimmungsmäßige Einkleidungsbeihilfe und gegebenenfalls das Mobilmachungsgeld.

Die Uniformabzeichen sind die der Vizefeldwebel mit Leutnantsachselsstücken. Paletot nach dem Schnitt für Offiziere, jedoch mit dem Kragen des Mannschaftsmantels.

Aus Vorstehendem geht klar hervor, daß die Feldwebelleutnants zu den Offizieren gehören.

Ich möchte auch noch kurz die Stellung der Offizierstellvertreter erwähnen, welche zu den Unteroffizieren mit Portepée gehören. Sie tragen die Uniform der Vizefeldwebel usw. und um die mit gelbmetallenen Nummern usw. versehenen Schulterklappen des Waffenrocks und Mantels eine Tresse. Sie sind in und außer Dienst Vorgesetzte sämtlicher Unteroffiziere. Sie sind auch von Unteroffizieren, die das Offizier-Seitengewehr tragen, militärisch zu grüßen.

Die Offizierstellvertreter werden mit der Wahrnehmung plan- oder überplanmäßig vorgesehener Leutnantsstellen des praktischen Dienstes, deren Besetzung durch Offiziere nicht möglich ist, widerwillig beauftragt. Sie können zu jedem Dienst, der sonst den Leutnants zufällt, mit Ausnahme des Gerichtsdienstes, herangezogen werden; in erster Linie kommt der Dienst als Zugführer in Frage.

Offizierstellvertreter, deren bestimmungsmäßige Verwendung nicht möglich ist, treten in den Mannschaftsstand zurück.

Ob Offizierstellvertreter berechtigt sind, in der Gefangenschaft ihre Abzeichen weiter zu tragen, lasse ich dahingestellt.
St.

Winter in Davos.*)

Wenn zu Hause Erle und Haselnuß schon stäuben, hat unser Davos noch 90 cm Schnee und in der Nacht 10 bis 20 Grad Kälte. „Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden“, seine Hauptkraft ist gebrochen. Unterschiede von 30 Grad zwischen Tag und Nacht sind jetzt keine Seltenheit mehr. Ganz anders im Dezember und Januar, da war die Kälte „kernfest und auf die Dauer“. Am 12. Januar hatten wir morgens 22 Grad, am 14. Januar 23 Grad Kälte, und in einer Nacht wurden sogar 32 Grad beobachtet, eine Kälte, die auch hier im Bündnerland auffiel. Damals entstand auf dem See die Eisdecke, die jetzt noch 80 cm dick und glashart ist. Trotzdem ist der Davoser Winter allem, was lebt, nicht Feind, sondern Freund; die Windstille, die Schneedecke und die Sonnenbestrahlung lassen

die Schrecken des nordischen Winters nicht aufkommen.

Davos liegt in einem Längsthal der Alpen, das durch den Riegel von Wolfgang nach Nordosten beinahe abgeschlossen ist. Nur selten kommt der kalte Nordwind über diese Sperre, und dann empfiehlt sich, Hände, Nasen und Ohren warm einzupacken. Etwas häufiger weht der Föhn, ein warmer Südwind, den im Frühjahr seine austrocknende Kraft zum starken Verbündeten des Schneefressers Sonne macht. Gewöhnlich ist es windstill, so daß die erzeugte Wärme dem Körper verbleibt. Die meist trockene Luft wirkt als schlechter Wärmeleiter und läßt auch bei niedrigen Temperaturen das Kältegefühl kaum aufkommen.

Der Mutter Erde gab der Davoser Winter einen noch besseren Wärmeschutz. Wir schneien

*) Außer den Mitteilungen des Kurvereins wurde das Sammelwerk „Davos“, redigiert von Dr. Turban, Verlag der Buchdruckerei Davos, Preis 6 Fr., benutzt.

Nähe. Bei Sonnenauf- und Untergang entwickelt sich ein ganzes Heer von Farben und Farbentönen. Vom blendenden Tagesweiß geht der Abend über Hellrosa zum feurigen Rot über; danach hüllt die Berge umher ein geheimnisvolles Blau ein, bis die dunklen Schatten der Nacht an ihnen emporwachsen und sie endlich verschlingen.

Um solche Zeit ist auch der Besuch des Fluelabaches recht lohnend. Am 16. Juli 1874 brachte der Fluelabach unserm Tal Hochwasser; um eine Wiederholung zu verhüten, zog man durch das Bett eine Talsperre und schuf dadurch einen künstlichen Wasserfall, bei dem die Natur Pate gestanden und sich zu dem Menschenwerk bekannt hat. Im Sommer ist er schön, wenn er da unten zwischen den Felsen und Tannen braust und schäumt; aber im Winter, wenn seine Kraft in seltsam geformten, grünlich schillernden Eismassen erstarrt ist, vermag er den einsamen Wanderer zu bannen.

Es erbaut Körper und Geist, wenn man hier im Anschauen der Natur sich selber vergißt und die winterliche Ruhe ins Herz einziehen läßt, aus dem, zunächst leise und kaum vernehmbar, dann

aber mit immer wachsender Kraft als Antwort die Hoffnung erklingt: „Es muß doch Frühling werden! — im Leben der Natur und der Völker!“
G. K.



Berichte.

Internierten-Prüfungen in Luzern und Burgdorf.

Am 2. April fanden in Luzern die ersten Abschlußprüfungen für deutsche internierte Schüler statt.

An der Kantonschule unterzogen sich fünf Kandidaten der Reifeprüfung, wovon drei das Lyzeum und zwei die Oberrealschule besucht hatten. Von den fünf Kandidaten erhielten zwei die beste Note (VI), zwei die zweitbeste Note (V) und einer die Note IV. Die Prüfung wurde unter Vorsitz des Erziehungsdirektors im Kanton Luzern (Reg.-Rat Düring) durch die Lehrer der Kantonschule abgehalten, in Gegenwart eines auf Wunsch der Deutsch. Gesandtschaft, Abt. G, von der deutschen Regierung entsandten und von der Schweizer Regierung zugelassenen Kommissars (Geh. Oberreg.-Rat Dr. Keim aus Karlsruhe). Auch ein Vertreter der Deutschen Gesandtschaft, Abt. G, (Prof. Woltereck) war zu der mündlichen Prüfung eingeladen. Durch ein besonderes Übereinkommen ist für diese Prüfungen, die in ihren Anforderungen dem deutschen Kriegs-Notreifeexamen entsprechen, die Gültigkeit als Maturitätsexamen in Deutschland gesichert.

Ebenfalls am 2. April fand ferner in Luzern die Abschlußprüfung von sechs internierten Schülern der Kunstgewerbeschule statt, eine Prüfung, welche in Deutschland zur Zulassung als Zeichenlehrer berechtigen wird. Auch diese Prüfung wurde durch den Lehrkörper der Schule abgenommen, in Gegenwart der oben genannten Vertreter der schweizerischen und deutschen Behörden. Die Kandidaten, über deren künstlerische Leistungen eine kleine Ausstellung erfreulichen Aufschluß gab, erhielten gute Prädikate.

Die Internierten, denen es so ermöglicht worden ist, mitten im Kriege und fern der Heimat ihre Ausbildung zum Abschluß zu bringen, werden niemals vergessen, wieviel Dank sie ihren schweizerischen Lehrern schuldig sind, und die deutsche Regierung teilt dieses Gefühl der Dankbarkeit, indem sie sich bewußt ist, daß nur durch ein großzügiges Entgegenkommen der schweizerischen Behörden und Schulen der Unterricht und die Abschlußprüfung der Internierten möglich war. —

Über die Abschlußprüfung am Gymnasium in Burgdorf, welche in ähnlicher Weise wie diejenige in Luzern am 4. April abgehalten wurde, können wir wegen Redaktionsschluß nur noch zu unserer Freude berichten, daß sämtliche sechs Kandidaten das Examen, teilweise mit Auszeichnung, bestanden.

Stansstad.

Die ersten Blumen blühen, die ersten Vögel singen, der Himmel lacht wolkenlos auf die Berge und den See herab, Sonnengold ruht weich und warm im weiten All: Frühling, du hast deiner harrenden Schönheit die vom Winter geschlossene Pforte erbrochen!

Und so schauen wir hinein in deine lichtgeküßte Welt und wandern. Nicht weit. Nur bis zu diesem oder jenem einsamen Ort auf dem Berge oder am See. Wie weihevoll! Ungerufen beginnt da die Erinnerung zu weben. Als ich jüngst bei scheidender Sonne in meiner Bergheimat weilte, da dachte ich an Krieg und Gefangenschaft, und Gedanken lebten in mir, die Herr Pfarrer Spahn aus Schaffhausen Mitte Februar in einer Abendstunde entwickelte, so tief, so wahr, so von Ernst getragen, daß auch Ihr sie wissen sollt, Kameraden, die Ihr seine Worte nicht hören konntet.

Im Mittelpunkt stand der erzieherische Wert des Krieges. Von den blutigen Opfern des Schweizer Volkes für Napoleon 1812 und dem traurigen Ende der Tapferen an der Beresina ausgehend, las Herr Pfarrer ein Gedicht vor, das einer der Überlebenden schuf. Vom Leben war darin gesprochen, wie es wohl oft einer Reise durch dunkle Nacht gleicht, wie es keinem von uns allen Leid und Kummer erspart, wie schließlich der Fromme sein Leben einem guten Geschick anvertraut und ihm so das Tragen seiner Bürde leichter wird, und er sich zufrieden fühlt.

Und mit dem Vortragen des Gedichtes zu Ende, wandte Herr Pfarrer Spahn dessen Inhalt auf uns Krieger an und sprach nun von dem seelischen Gewinn unserer Erlebnisse im Feld und in der Gefangenschaft. Die Hauptgedanken waren ungefähr folgende:

Spurlos ist der Kampf an keinem vorübergegangen, der ihn miterlebte. Mit ehernem Griffel hat er in die Seelen gegraben, mit unauslöschbarer Schrift. Dem einen

hat er durch seine Grausamkeiten all seinen Glauben an ein gutes Weltgeschehen genommen, allen Glauben an die unendliche Liebe ewiger Allmacht zertrümmert. Und in trauerndem Moll ringt nun seine Klage mit den Gewalten des Alls, und Dissonanzen schrillen in ihm von der Seelenlosigkeit der Welt und des Geschehens. Nirgends kann er Gott mehr finden. Das Leben ist für ihn nichts denn Kampf und Sturm und sinnloses Leid. So wird er innerlich hart wie Stein.

Des andern Seele wird wohl auch aufgepeitscht von allem blutigen Erleben und beginnt zu zweifeln an einer gerechten Weltordnung, aber aus dem Wirrwar von Dissonanzen und der dunklen Tiefe des Moll hebt allmächtig ein Singen und Ringen an, aus dem eine Melodie von unendlicher Schönheit und Kraft geboren wird. Denn in all seinem Erleben hat er sichtbar die führende Hand eines guten Gottes erfahren. Darum hadert er nimmermehr mit seinem Geschick, sondern betet zu der geheimen Macht, die ihn wunderbar rettete.

Wer sich im Kriege keinen wurzelsicheren Grund zu lebensstarker Religion erkämpfte, der wird ihn vom Leben nie bekommen. Denn Religion erlebt man dort, wo man bis in die Grundtiefen seines Gefühls aufgewühlt wird, wo man mit dem Leben ringt, um sich zu behaupten. Wo aber in aller Welt müßte man wohl mehr mit all seinen Kräften, des Leibes und der Seele, um das Leben kämpfen, als im Krieg?

So hat des Kampfes harte Arbeit Ernst mit der Religion gemacht und ist gut gewesen. Und nicht das allein: sie hat unsern ganzen Menschen erzogen. Krieg und Gefangenschaft, sie lernten uns entbehren, bitter entbehren, sie lehrten uns, das Leben ernst zu nehmen. Wehe, wer als derselbe heimkäme, als der er von dannen zog! Wehe, wenn des Kämpfers Erlebnisse nur auf der Oberfläche seines Seelensees Wellen schlugen, wehe, wenn sie nicht hinabsprachen bis auf seiner Seele tiefen Grund und dort weiterleben und -weben in unablässiger Arbeit! Wehe, wessen Grund ein seichter war! Sein Opfer war umsonst! Was wir aus Schicksals Händen nahmen, wollen wir innerlich verarbeiten! Dann werden wir uns zu Persönlichkeiten entwickeln und dereinst heimkehren als vom Schicksal erzogene Männer.

Und nun frage ich dich, der du eben diese Zeilen liest: Wirst du heimkehren als ein vom Schicksal erzogener Mann? Ist dein Gesicht fester geworden, vom Schicksal gefurcht, deine Seele in die Tiefe gewachsen? Lebt und webt es in dir fort in unermüdlichem Schaffen, all dein inneres Erleben im Krieg und in der Gefangenschaft? Hast du deine Heimat und dein Vaterland noch so lieb wie einst, als du gefangen warst? Werden es deine Lieben daheim dereinst in deinen Augen schauen und aus deiner Sprache hören und an deinem Lebenswandel erkennen, daß du ein anderer geworden bist, vertieft im Denken, geadelt im Fühlen, gestrafft im Wollen? Dann ruht des Himmels Segen auf dir!

Oder ist alles tot für dich, was hinter dir liegt? Ist aller Ernst deiner Seele dahin? Hast du Entbehrung und Knechtschaft vergessen? Meinst du, es müsse so sein, daß du nun in einem Lande lebst, wo Milch und Honig fließt, und bist schon wieder unzufrieden mit allen Lebensbedingungen hier? Du willst mehr Freiheit? Mehr Genuß deines Fleisches? Du, der du deine Kameraden eingekerkert sehnend und duldend und hungernd und frierend gefangen weißt? Du, über dessen Väter und Brüder der Krieg seine peitschende Geißel schwingt? Wehe dir, du Undankbarer! Dein Opfer war umsonst.

Zwischen Vernichtung und Ewigkeit rangen wir alle auf Blutgefilden, schauten dem Tod ins hohle Auge und glaubten wohl, daß aller Haß der bösen Welt sich gegen uns verschworen habe. Wir waren gefangen und lagen in des Feindes Gewalt. Und nun sind wir der Knechtschaft entronnen! Nun leben wir im Land der Freiheit und des Friedens! Wer hätte das gedacht?

O seht die Berge an und den See! O schaut den Himmel und die Sonne! Sie schweigen. Aber braust nicht von den Höhen herab und aus den Tiefen herauf in eure Seele hinein ein Orchester von Lebensseligkeit?

„Tod, deine Sichel brach!
Tod, dein Flammen verlosch!
Tag, dein Lichtmeer
Flutet durch offene Seelentore!“

Dem Leben sind wir zurückgewonnen! Freilich ist unser Körper nicht mehr so gesund und kräftig, wie einstmals er war. Aber unsere Seele ist tiefer geworden und stärker. Denn erst nach dem Opfer erhält das Leben Tiefe und Weihe.

Wer wollte darum seinen Erlebnissen nachtrauern, die mit erstickender Hemmung in die Bahn seiner äußern Entwicklung eingriffen? Wer wollte unzufrieden sein mit seinem Los? Wer wollte mit Gott hadern?

Ein Leid darf es für uns nur geben: daß wir nicht mehr mitwirken können in des großen Vaterlandes Kampf um sein Bestehen. Dies Leid aber soll uns nicht ruhen lassen. Wohlan denn! So führen wir den Kampf mit uns selbst aus leidgeborener Kraft! Wir wollen hart sein gegen uns! Was Auge und Seele trüben will, das weihen wir unbarmherzig dem Tod! Zu Tode auch mit all dem Bösen, was unsre Kraft zerrüttet und zermürbt und zu Schlamm und Brunst der Seele wird! Und das alles um unsrer Persönlichkeit willen.

Und um unsres Geschlechts. Denn stark soll es sein an Leib und Seele, ganz deutsch in seinem Wesen — um des großen Vaterlandes willen.

O Frühling! Gib uns dazu deine Sonnenluft, deine Sonnenkraft, deinen unbeugsamen Sonnenwillen!

Untfz. Reinhold, Int.

Disentis.

Trauung.

Am 24. März 1917 fand im festlich geschmückten Saale des „Hotel zur Krone“ hierselbst die Trauung des internierten Gefreiten Erich Nagel (Inf.-Regt. 20) mit Fräulein



Das Brautpaar.

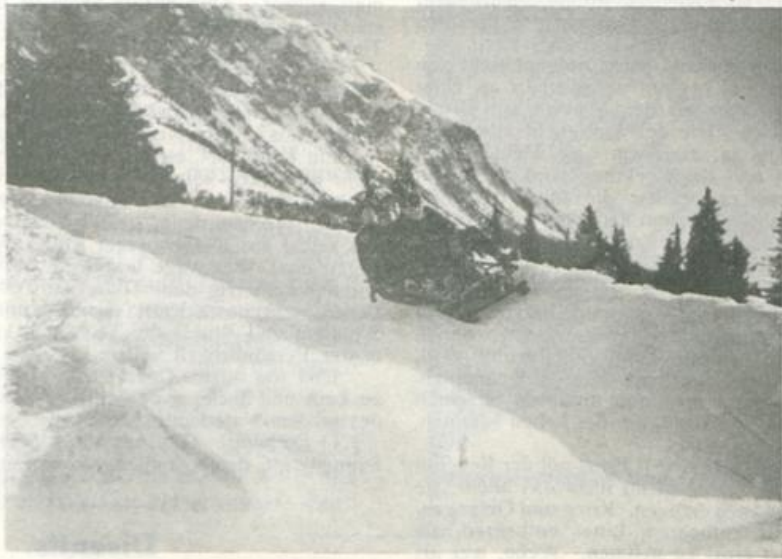
Elisabeth Klöppel statt. Die Trauung erfolgte durch Herrn Pfarrer Blum. Herr Oberleutnant Knoerzer als unser derzeitiger Platzkommandant sowie zahlreiche Kameraden wohnten der schlichten Feier bei, welche durch ein der Zeit entsprechendes Lied, vom Internierten-Gesangverein Disentis vorgetragen, beendet wurde. Der in so erster Zeit geschlossene Bund möge den jungen Eheleuten Glück und Segen bringen!
M.

Internierten-Sportfest auf der Lenzerheide.

Es sah seit einigen Tagen fast schon so aus, als ob es Frühling werden wollte. Über die verschneiten Täler schien die Sonne, als müßte der Winter jetzt schon weichen, und hie und da gelang es ihr auch, ganze Abhänge vom Schnee bloßzulegen; zum größten Ärger unserer Internierten, sollten doch die Sportfeste jetzt erst einsetzen.

Doch bald wechselte das Bild. Schwere Wolken zogen auf, es begann zu frieren und, da kam er auch schon, der langersehnte Schnee. Da ging es denn bald daran, Versäumtes wieder nachzuholen. Die Skis wurden ange-schnallt und bald tummelte sich eine bunte, dichtbewegte

Kam da durch Zufall mitten unter unsere Sportbe-flissenen einer jener sportgewohnten Söhne der Berge und zeigte seine Künste, da mochte gar mancher verzagen, ob dem großen Können dieser Kinder der Schweiz, deren glänzende Leistungen, die eigenen, kleinen in den Schatten



Ein kritischer Augenblick: „Die Kurve!“ Lenzerheide d. 4. Februar 1917.

Menge auf den Schneefeldern, um sich in diesem, vielen noch neuen Sporte zu üben. Es mußte fest gearbeitet werden, denn es galt Lorbeer zu erringen. War es doch einer glücklichen Anregung des Ortschefs, Herrn Unteroffizier Katerbow, gelungen, für den kommenden Sonntag ein Internierten-Sportfest ins Werk zu setzen.

stellten. Doch, es gibt ein stolzes Wort, einer von den ganz tüchtigen mag es geprägt haben: unmöglich, heißt es da, ist kein deutsches Wort und hat fernerhin auch keinen Platz im deutschen Sprachschätze. Die Leistungen anderer werden zum Ziel und zum Ansporn für unsere eigenen, sie wirken nicht lähmend, sondern gerade an-



Lenzerheide. Momentaufnahme beim Skiwettkampf.

Da gab es denn ein frohes Tummeln auf schneeverwehten Feldern, ein fröhliches Wetteifern in Sprung und Lauf, dem selbst das gelegentliche Mißgeschick einzelner keinen Abbruch tun konnte. Und schon hier zeitigten sich einige gute Resultate, eine günstige Vorbedeutung für unser Fest.

feuernd. — So begann denn ein verdoppeltes Trainieren bei dem alle Kräfte angespannt wurden, waren doch nur noch acht Tage Zeit bis zum Feste.

Inzwischen nahmen die Vorarbeiten zum glücklichen Gelingen der Veranstaltung ihren Fortgang. In Frau Baronin v. Kleist hatten wir ein lebenswürdiges Patronat gefunden,

das, von Herrn Baron v. Kleist tatkräftig unterstützt, bald ein liebenswürdiges Damenkomitee geschaffen hatte, dem die schwere Aufgabe oblag, dem Feste einen größeren Rahmen zu geben. Den Damen Bühler und Nathan, sowie Frau Direktor Schweighardt gebühren viel Dank für ihre aufopferungsvolle Arbeit und auch für ihre wertvollen Spenden, die im Vereine mit den Spenden des Herrn Baron v. Kleist viel dazu beitrugen, unser Fest zu verschönen.

Endlich kam auch der langerwartete Sonntag. Begünstigt vom schönsten frostklaren Wetter zogen die Starter auf das Skifeld, um in angespanntem Wettbewerbe ihre Leistungen zu erproben. Schon frühzeitig drängte sich eine dichtbewegte Menge ans Ziel, in gespannter Erwartung der Ereignisse.

Pünktlich um zehn Uhr startete der erste Läufer und schon wenige Minuten später gingen die Bewerber durchs Ziel. Gefr. Uehre (5. Jäger zu Pferde) war aus dem Seniorenrennen als Sieger hervorgegangen, indem er die kurven-

reiche drei Kilometer lange Bahn in 2,20 Minuten zurückgelegt hatte. Im Juniorenrennen lief Soldat L. Geipel als Sieger durchs Ziel mit 3,20 Minuten. Darauf folgend im Springen holte sich Soldat Hermann Renger (I.-R. 133) den ersten Preis bei den Senioren, während Uffz. Wilhelm Koehn (Pion.-Bat. Nr. 2) im Juniorspringen Sieger wurde, mit einer schönen Leistung von zehn Metern Sprungweite. Ein angefügtes Rodelrennen fand auch lebhaftes Interesse. Soldat Wilh. Ruppert (I.-I.-R. 81) erhielt den ersten Preis mit einer Fahrtdauer von 2,6 Minuten. (Länge der Bahn zwei Kilometer.)

Die darauffolgende Preisverteilung wurde zu einer kleinen bewegten Feier durch die markige Ansprache des Herrn Major v. Kleist, der, umringt von dem liebenswürdigen Damenkomitee an die Verteilung der Preise ging. Am Abend versammelten sich die Festteilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein, womit das Fest einen würdigen Abschluß fand.

Adolf Rübner, (Int.).

Kunst und Dichtung.

Sonettenkranz

den Mitgefangenen gewidmet.

Herm. von Boetticher.

Ile-Longue, Sommer 1915.

Den Kameraden, die mit mir gefangen,
Sind diese Verse nachdenklich geschrieben,
Die stumm das Schweigen hat in Keim getrieben,
Damit in Worten ihr sie könnt empfangen.

Das Sprichwort sagt: immer bleibt etwas hangen,
Und so hab ich aus altem Grund geschlossen,
Daß auch in euch, wenn noch so viel zerflossen,
Doch jenes stille und geheime Bangen,

Empfänglichkeit der Seele, ist geblieben.
An diese wend ich mich, wenn ich nicht Possen,
Gefüllt mit Alltag, bringe, wie die Sieben

Den Sinn des Bösen, Unglück eingeschlossen.
Wer also willig ist, der sei geladen
Zuerst im Bild von Brest Blick und Gefühl zu baden:

Brest 1914.

Du blauumsäumte, golddurchwirkte Küste,
Im Morgenschimmer zittern deine Auen,
Dein Anlitz leuchtet tief, wie wenn's von Schmerzen wüßte,
Und Nächten, angefüllt mit Grauen.

Ein trunkner Dunst steigt auf zu deinen Hügeln,
Vom Meere breit, das wie ein Feuer loht,
Die Möven stürzen taumelnd in die Flut hernieder,
Im Ost ersteht die Sonne flammendrot.

Die Stadt allein hüllen noch dunkle Schleier,
Traum, Angst und Nacht ringen mit Tag und Licht,
Doch ruckweis reißen reiner sich und freier
Die steinern Firste raus, bis daß der Alp zerbricht.

Ich weiß nicht, ob der Alp gleich sicherlich zerbrochen,
Der mich wie euch noch heute hier umfängt,
Doch was, von tiefem Druck bedrängt,
Aufsteht, damit es ausgesprochen,

Hat oft schon seinen Alp wie einen Damm durchstoßen.
Feig ist es, wenn, vom fremden Blick gehemmt,
Man mit der Faust auch das Gefühl eindämmt;
Das Feuer fehlt dem Herde einst zum Kochen.

Drei Monate sahn Flut wir nun, bald Ebbe
Zuerst vom „Charles Martell“, dann von der Insel steigen,
Doch, daß die Glut des Herzens nicht verebbe,

Hörten wir dumpf die Schlacht durch alles Schweigen,
Und durch die Stille dann wie Klang vom goldnen Vlies
Hörte ich, Staunen voll, auch dies:

Neujahrs-Rhapsodie 1915.

Wolken hängen wie schwarze Tücher bis auf die Baracken
herunter,

Regen saust nieder und nimmeraufhörender Wind,
Weißlich versinkt der Mond und zuckend im Drüber
und Drunter,

Und das Meer steht auf, grünschwartz, und träumt von
denen, die sind.

Der Sturm setzt sich auf die weißen herrauschenden
Kronen,

Das zerklüftete Haupt gestützt in das wolkige Kinn,
Aus tiefster Brust holt er das seufzende Dröhnen,
Wie Weinen tönt es an aufbäumenden Klippen hin.
Aus den Lüften, den Weiten und tief aus den Gründen
Steigt ein Rauschen, aljtung, von Erdgeruch schwer,
Tausend Schmerzen, geboren an deutschen Linden,
Wachen auf und wachsen, gepeitscht durch die Welt,
zum Heer.

Sie singen und schaffen in wirbelndem Rund
Den Herrn des Schicksals auf berstem Grund.
Sie fassen die Träume bei der Hand,
Sprechen heilig und segnen unlöschlichen Brand
Von vernichtendem Hassen und vergehendem Lieben,
Von unsäglicher Freiheit bei gebändigten Trieben,
Von unbrechbarem Stolz ins Gesicht jedem Lose,
Von seeliger Tat aus verzweifelttem Schoße.

Der Tag steigt auf, im Dunkel noch immer
Liegt Feld und Baracke, doch Schimmer auf Schimmer
Dringt sickernd durch die noch kämpfenden Wände,
Weiß werden die Wolken wie lichte Brände,
Blaue Teiche erscheinen am Himmelsrund,
Lichtflecke küssen der Erde Grund, —
Breiter Schein wird Silber, Silber wird Gold —
Atem halt an! die Sonne kommt durch.

Ob jetzt die Sonne durch? wer will es sagen!
Nur lichter ward seit Wochen das Gewölk,
So wie in eines Schlosses düsterem Gebälk
Die Spannten knarren, wenn Märzwinde jagen.

Nach März kam Mai, dann Juni, Juli; Fragen,
Sie alle, und wie ungelöschte Brände
Stehn heute drangvoll wir in Jahreswende,
Und drangvoll steh' auch ich, was mich bewegt zu sagen:

Aus leuchtem Walde streckten blasse Hände
Im Herbst die Wipfel klagend in die Lüfte,
Des Lebens Hauch war kalt wie Hauch der Gräfte

Und seine Hoffnung rief nur Schimmel an die Wände.
Heut stehn die Bäume dieses Waldes tief belaubt,
Doch zitternd wiegt und mahnt ihr rauschend Haupt:

Kriegsjahreswende.

Ein Jahr geht jetzt herum, ein ganzes Jahr, ihr Brüder,
Und eines stampft heran, — wer kann's von euch erfassen!
Ohn' daß auf ihm wie Wolkenbrüche nieder
Gefühle brausten bis zu kaltem Hassen.

Selbst die von Euch, die schlafen nur und prassen,
Muß Ahnung überkommen und Erbeben
Von dem Gewichte dieser berstenden Sekunden.
Hoch steht auf einem Gipfel jetzt das Leben,
Aus Tod und Schmerzen in das Nichts gewunden,
Und, abwärtsstürzend, wird von ihm Geschichte
Aus dem, was war, in neues Sein gebunden.

Wir stehen hier, Gefang'ne, abseits, ferne,
Ohnmächt'ge, scheint es, tatenlose Wichte,
Und können nicht, so wenig wie die Sterne,
Eingreifen in der Tage waitenstarr'nde Dichte.

Doch Brüder, still, — auch wir — auch wir
Sind Söhne dieser Zeit und, wie die Himmelswanderer,
Trifft uns nicht Schuld, wenn wir in andrer
Art als jene in der Mitte wirken.

Wenn wir nur zugehörig sind, ihr dieser Stunde!
So ganz, so tief, wie auf dem breiten Feld in Polen
Die Männer, die im Blut bis zu den Knöcheln,
Die dunklen Blumen von ihr küssen und verröcheln.

Dies war, ich spür es, traurig, und die Birken
Seh ich mit ihren grünen Schleiern wehen
Und todeseinsam über jenen stehen
So matt, so still; die Sonne hoch und heißer Strahlen
wirken.

Doch fort damit! Uns soll nur dies angehen,
Dies Stumme: wenn wir nur zugehörig sind!
Und auf das unsre Antwort ist wie Wind,
Wenn wir sie nicht im Wesen bei uns sehen.

Man kann hier welche finden, deren Weise Rufen
Von jenem: „Was gilt uns Hekuba?“ bedeutet,
Und die weitab noch von den Stufen

Der Kirche stehen, die uns heute läutet.
Die hat nicht Türme, Dächer noch Gemäuer
Und doch braucht diese, Deutsche, alle euer.

Zwölfhundert zwar nur, eine kleine Zahl,
Leichthin gedacht, und dennoch, welch ein Leben!
So breit, so bunt! Zwölfhundert Seelen beben
In dieser Kleinigkeit zwölfhundert mal.

Ein jeder anders, an Wunsch, Willen, Wahl,
An Kraft des Herzens oder des Verstandes
Und all' doch Söhne, Söhne eines Landes,
Aus Städten jene, die aus Berg und Tal.

Das Leben aber rinnt, rinnt an des
Einen Füßen tief vorbei, voll Gurgeln, dumpfem Streben,
Dem andern leicht am Haupte, mehr wie Schweben;

Dem hier ist's Lust, dem andern ist es Qual.
Doch über uns im himmelstiefen Dunkeln
Gehn die Geschicke still, gleichmütig still und funkeln.

Die Frage, was sie bringen, laßt verschweigen,
Denn auf dem Scheitelpunkt steht eine Welt
In dieser Zeitenstunde, die den Atem hält.
Nicht kann die Ewigkeit zum Einzelneigen.

Die Welt zu übersehen, muß man dem Tal entsteigen,
Doch um dem Sonderding gerecht zu sein,
Mußt du zurück zu seinem engern Schein,
Wie Wanderer auf Gründe, ihnen vertraut und eigen.

Zu tun ist hier genug und das in Fülle!
Zuerst: die Art der andern wie die eigne ehren,
Das Leben nicht dem Nächsten zu erschweren,

Die Sonne ist, die Sonne ist so gütig,
Sie gibt dem ganzen Leben Licht und Luft,
Und über diese Insel weht der Duft
Von unsichtbaren Blumen tausendblütig.

Am Firmamente glänzt ein: Mensch, behüt dich!
In wechselvoller wolkenweißer Schrift
Und von des Meeres breiter blauer Trift
Steigt schimmernd Dunst hoch in den Äther, brütig.

Der Lerche Jubelsang ist jung und ewig
Im Felde über uns, zur Seite reife Saat
Spricht lautlos Menschen-Arbeit selbig

Und jenen Frieden, der den Kämpfern naht.
Dies ist der ersten Vorbereitung Zeit,
Daß für die Zukunft Männer sind bereit.

Von deutschen Malern.

Untffz. R. Reißmann, Weggis.

Albrecht Dürer.

Zu Ausgang des Mittelalters, am Wendepunkt einer neuen Zeit steht der deutscheste unter den deutschen Malern, die Lichtgestalt Albrecht Dürers. Bei Nennung seines Namens verblässen die Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger. Schon zu seinen Lebzeiten drang der Ruhm von seiner Kunst in alle Lande und seither wuchs er immer höher an. Wir bewundern die herrlichen Schöpfungen seiner Meisterhand, deren hinreißende Gewalt im Laufe der Jahrhunderte nichts an Stärke verlor, und stimmen ein in das Lob des Zeitgenossen Erasmus: „Ja, er weiß auch das gar nicht Darstellbare auf die Leinwand zu zaubern; alle Leidenschaften, die ganze, aus dem Körper hervortretende Seele des Menschen, ja fast die Sprache selbst.“

Die Wiege Dürers stand „inmitten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“, in der freien Reichsstadt Nürnberg, dem „glänzendsten Edelstein im Schatzkästlein des Reiches.“ Zu Ausgang des Mittelalters steigerte sich die Glanzzeit der fränkischen Republik, die als „Mittelpunkt des Völkerverkehrs“ Italien mit dem Norden verband. Ein selbstbewußter Kaufmannsstand hatte sich zu Wohlstand und Macht emporgeschwungen. In der Kirche zum heiligen Geist ruhten die Reichskleinodien und die Kaiser feierten glänzende Reichstage. Eine Hochburg der Künste und Wissenschaften erblühte auf dem spröden Sande. „Alle Musen zogen durch die Tore Nürnbergs ein.“ Holzschnitzer, Bildhauer, Maler, Erzgießer, Goldschmiede versuchten sich zu fröhlicher Arbeit. „Nürnbergers Tand“ ging schon damals durchs ganze Land.

Kein Wunder also, wenn auch Dürers Vater ein ehrbarer Goldschmied aus einer deutschen Ansiedlung in Ungarn, diesem Sammelplatz der Künste und Gewerbe zustrebte. Lange Jahre diente er dem alten Holper als Geselle und heiratete schließlich (im Jahre 1467) dessen blutjunge Tochter, „eine hübsche, gerade Jungfrau“. Am 21. Mai

1471 wurde Albrecht geboren. Zwei Urkunden geben uns Aufschluß über Jugend und Elternhaus: die eigenhändigen Aufzeichnungen Dürers und eine Silberstiftzeichnung, unter die der spätere Meister schrieb: „Das hab ich aus dem Spiegel nach mir selbst konterfeit (porträtiert) im 1484. Jahr, da ich noch ein Kind war.“ Mit

sprechen: „Mein Vater war ein kunstreicher, reiner Mann. Er genoß von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob. War ein Mann von wenig Worten und gottesfürchtig.“ „Einen Mann von wenig Worten“ mit kleinen, klugen Augen und festgeschlossenen Lippen, hat Dürer auch gemalt, einen Mann des Durchhaltens und



Christusgemälde von Albrecht Dürer.

welcher Lust und Liebe hat der eifrige Knabe die feinen Linien gezogen! Die Augen des Dreizehnjährigen blicken freilich noch starr in die Ferne und verraten die Abhängigkeit vom Spiegel. Aber die fein gebogene Nase, der weiche Kindermund, die schlanken Hände lassen den Künstler ahnen.

Ein rührendes Bild von Vater und Mutter entwirft der große Sohn in der Familienchronik. Lassen wir ihn selber

der zähen Ausdauer. Beim Tode der Mutter, der er die letzten Jahre irdischen Daseins verschönt, schrieb der treue Sohn: „Über ihren Tod habe ich solchen Schmerz gehabt, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Gott sei ihr gnädig! Diese meine fromme Mutter hat 18 Kinder geboren und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt und viele andere schwere Krankheiten, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Worte, Schrecken und große Wider-

wärtigkeit. Und doch ist sie nie rachgierig gewesen. Sie war im 63. Jahr, da sie starb. Und ich habe sie mit allen Ehren nach meinem Vermögen begraben lassen. Und in ihrem Tode sah sie viel lieblicher, denn da sie noch das Leben hatte.“ Auch die Mutter kennen wir im Bilde. Ein altes, geplagtes Mütterlein mit knochigem, fleischlosen



Dürers Mutter.

Gesicht, vielen Runzeln und schielenden Augen, eine Frau, aufgezehrt von des Lebens Not und Arbeit. Es ist kein „schönes Bild“, das in bewußtem Gegensatz zu den lieblichen Werken italienischer Meister tritt. Aber eine neue Offenbarung leuchtet aus den einfachen Strichen, die mit rücksichtsloser Wahrheit die Natur aufdecken: die ganze aus dem Körper hervorleuchtende Seele des Menschen. Dürers auf christlichem Grunde ruhende Weltanschauung reifte im Heiligtum der Familie. Im deutschen Haus- und Familienleben gipfelt seine höchste Kunst.

Albrecht war der Liebling des Vaters. „Darum ließ mich mein Vater in die Schule gehen, und als ich Schreiben und Lesen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schule und lernte mir das Goldschmiedehandwerk. Und als ich nun sauber arbeiten konnte, trieb mich meine Lust mehr zur Malerei als zum Goldschmiedehandwerk. Das hielt ich meinem Vater vor. Aber er war damit gar nicht zufrieden, denn ihn reute die verlorene Zeit, die ich mit der Goldschmiedelehre zugebracht hatte. Doch gab er mir nach und im Jahre 1486 gab mich mein Vater in die Lehre zu Michael Wolgemut, drei Jahre lang ihm zu dienen.“

Nach Beendigung der Lehrzeit wanderte der junge Malergeselle nach der Sitte damaliger Zeit durch Süddeutschland, arbeitete in Basel und Kolmar und kam vielleicht auch nach Venedig. „Und als ich wieder nach Hause gekommen war, sprach Hans Frei (ein angesehener Nürnberger Bürger) mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Agnes und dazu 200 Gulden und hielt die Hochzeit, die war am Montag vor Margareten 1494.“ Frau Agnes, „keine schlechte Partie“, war eine tüchtige Haus- und Geschäftsfrau, die den Verkauf der „Kunstware“ auf Messen und Märkten trefflich zu leiten verstand.

Dürers Ruhm wuchs. Bald überragte er Meister Wolgemut. Sein weltberühmtes Zeichnen wanderte auf Hunderten von Holzschnitten und Kupferstichen in alle Lande.

In den gelehrten Kreisen der Humanisten Nürnbergs schöpfte er neues Wissen, neue Erkenntnis. Und dennoch trieb es ihn hinaus in die Welt. Nach Venedig zogen die Kaufleute, im sonnigen Italien lebten die Meister der Renaissance. So schnürte er denn 1506 sein Bündel, packte allerlei „Kunstware“ ein und griff zum Wanderstabe. Unter dem ewigblauen Himmel lebte der Grübler aus dem fernen Norden auf. „Ich wollte, daß Ihr hier zu Venedig wäret.“ So steht in einem Briefe an W. Pirckheimer. „Es sind so viel artiger Gesellen unter den Welschen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen, daß es einem von Herzen wohl tut.“ Bald verkaufte er die mitgebrachten „Täfelin“ und bald bekam er auch einen gar wichtigen Auftrag: ein Bild zu malen für die Kapelle der deutschen Kaufleute. Voll Stolz schrieb er nach Hause: „Wisset ferner, daß meine Tafel sagt, sie wollte einen Dukaten dafür geben, daß Ihr sie sehet. Jedermann spricht, sie hätten schönere Farben nie gesehen.“ Und doch packte ihn die Sehnsucht nach dem lieben Nürnberg trotz der Erkenntnis: Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!“

Mit neuer Schaffensfreude, mit neuen Anregungen und Gedanken, ging er an die Ausführung seiner besten Gemälde. Doch leider verflog in der von kleinlichem Krämergeist geschwängerten Luft unter dem neblig-trüben Himmel des Nordens die Lust an den fröhlichen Farben. Dürer hatte eine Familie zu ernähren und mußte „wohlfeilere Ware“ liefern. So schnitt und stach er mit ganzem Eifer die nächsten Jahre und schuf die herrlichen Kupferstiche, wahre Wunder der Feinheit, die seinen Ruhm in alle Lande trugen, selbst zu Raffael, dem großen Italiener. Der kunstsinnige und ritterliche Kaiser Max I. wurde aufmerksam und gewann den Künstler. Ein papierner Triumphbogen von über drei Meter Höhe wurde aufgebaut und das Gebetbuch mit fröhlichen und von köstlichem Humor zeugenden Randverzierungen versehen. In einem Leibgeding von 100 Gulden bestand der kaiserliche Dank.

Zum dritten Male griff der gereifte Mann mit dem ewig jungen und überschäumendem Herzen, fast fünfzigjährig, zum Wanderstabe. Kaiser Max war gestorben. Dürer mußte deshalb von seinem Nachfolger, Karl V., der eben in den Niederlanden weilte, die Fortdauer des Jahresgehaltes erbitten. Zudem wütete in Nürnberg wieder einmal die Pest und nicht zuletzt war die Lust des Schauens erwacht, der Hunger nach neuen Ländern, nach neuen Menschen und neuer Kunst. So fuhr er denn mit Frau und Magd auf einem Schiffelein, reichbeladen mit „Kunstware“ allerlei Art, den Main und Rhein hinab nach den damals noch deutschen Niederlanden. Als sparsamer Hauswirt schrieb er in seinem Tagebuch fein säuberlich jeden Pfennig auf, der verausgabt wurde. Von dem fürstlichen Empfang erzählte er, von Gelagen mit portugiesischen und genuesischen Kaufleuten, von Malern und ihren Werkstätten, von Kirchen und Rathhäusern, Schießplätzen und Prozessionen. „Es waren der Dinge so viele, daß ichs in einem ganzen Buche nicht beschreiben könnte, und so laß ichs also hiebei verbleiben.“ Daneben konterfeite er unzählige Personen. Nimmer ruhte der fleißige Stift. In Antwerpen sah er den „Alten Mann“, der „93 alt war und noch gesund und vermügend“. Wegen eines Walfisches, der eine Länge von „viel mehr denn 100 Klaftern“ hatte, reiste er mitten im Winter nach Seeland. Leider war er von den Fluten hinweggespült, als Dürer eintraf. In reizvoller Weise schilderte er die merkwürdigen Dinge der neuentdeckten Länder, die er eifrig sammelte: indianische Pfeile und Holzschilde, chinesisches Porzellan und indische Federn, Büffel- und Ochsenhörner. In Köln im Juli 1521 endet das Tagebuch.

Neue Kräfte kamen zur Entfaltung, die stille Größe war herangereift und kam zum Durchbruch in den letzten Jahren seines Erdenwallens. Wieder griff der Künstler zu Pinsel und Farben und gab sein Bestes. Er schuf Werke von hinreißender Gewalt, deren Geheimnis noch heute die Nachwelt gefangen hält. In den Mußestunden nahm er wieder die Feder zur Hand. Im Geiste der Zeit lag die ungemeine Freude am Rechnen und Messen, der übermächtige Zug zur Mathematik und Astronomie. Weilte

doch das „Wunder des Jahrhunderts“, Johann Müller, Regiomontanus genannt, einige Jahre in Nürnbergs Mauern. So wurde auch Dürer mit unwiderstehlicher Gewalt von der Zucht und Strenge der mathematischen Disziplinen angezogen und schrieb vier Bücher von menschlicher Proportion, über Meßkunst und Befestigung von Städten, Schlössern und Flecken. Das Faustprinzip war erwacht, das Streben nach Erkenntnis und Vollkommenheit, der Wunsch, die tiefsten und letzten Geheimnisse der Natur zu ergründen. Dürers Jahre waren gezählt. Höhnisch grinsend zeigte

der Tod das Stundenglas, das er so oft gezeichnet hatte. Auf einem Blatte steht: „Da, wo der gelbe Fleck ist und wo ich mit dem Finger darauf deute, da ist mir weh.“ Gebeugten Hauptes, „ausgedorrt wie ein Schaub“ (Strohbiindel) wankte er dem Grabe zu. In der Karwoche 1528 verschied er unerwartet rasch. Die Erztafel des Grabsteines trägt noch heute die schlichten und schönen Worte Pirckheimers: „Dem Gedächtnis Albrecht Dürers. Was von Albrecht Dürer sterblich war, birgt dieser Hügel. Er ging dahin am 6. April 1528.“

Bücherschau.

„Der Tag von Langemarck“, Geschichten von draußen und daheim. Von Olaf Heinemann. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig (geheftet 2.— Mark, gebunden 3.— Mark).

Der bekannte Humorist Olaf Heinemann beweist hier, daß er auch Meister in der Behandlung tragischer Stoffe ist. Seine Titelnovelle „Der Tag von Langemarck“ führt den Leser in die ersten Tage des großen Weltkrieges zurück, von der Schulstube, in welcher der Geist verköcherter Schulmeister gegen die Jugend von heute wettet, hinaus auf das historische Schlachtfeld von Langemarck, auf dem dieselbe Jugend mit Gesang in Sieg und Tod zog und so bewies, daß der „Jugend von heute“ der alte Heldengeist ihrer Väter inne wohnt. Die Tiefe der Empfindung und die geschickte Darstellung des tragischen Stoffes wirken ergreifend und fesselnd. In zarter und sinniger Weise wird in „Schwesterchen“ die aufopfernde Tätigkeit und das ungekünstelte Kameradschaftsgefühl einer Krankenschwester geschildert. „Liebe bis in den Tod“ behandelt die Lebenstragödie eines hohen Offiziers, dem der Heldentod die erhoffte Erlösung von seinen seelischen Qualen bringt. In den folgenden Erzählungen „Kriegskonkurs“, „Treibjagd“, „Opfer des Balkankrieges“ u. a. kommt der Humorist Heinemann wieder zu Worte, der in seiner frischen und temperamentvollen Art den Leser die schweren Zeiten für einige Stunden vergessen läßt. Wie in seinen anderen Werken zeichnet er in diesen Schilderungen Vertreter der modernen Menschheit mit treffendem Witz und prächtigem Humor. Selbst ein anspruchsvoller Leser wird Gefallen an diesem Büchlein finden. Dr. A.

„Die Hindenburgstraße“, Humoristische Skizzen und allerlei Satire aus dem Weltkrieg 1914—15 von Peter Robinson, Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig, (geheftet 2.— Mark, gebunden 3.— Mark).

Der Verfasser hat die nicht leichte Aufgabe, den Zeitgenossen in geschickter Weise von dem bitteren Ernst der Zeit für einige Erholungsstunden abzulenken, trefflich gelöst. Seine Geschichten und Glossen mit ihrem gemeinsamen Hintergrunde des Weltkrieges sind Proben eines gesunden Humors. Die Ängste und Nöte des kleinstädtischen Bürgermeisters der Titelgeschichte, der zur Ehrung unseres großen Volkshelden Hindenburg eine Straße nach ihm benennen will, jedoch mit Rücksicht auf seine bevorstehende Wiederwahl und die widersprechenden Wünsche der einflußreichsten Bürger seines Städtchens nicht weiß, welcher der drei in Frage kommenden Straßen er den Vorzug geben soll, zeigen die humoristische Gestaltungsgabe des Verfassers in gutem Lichte. Nicht minder ansprechend sind die anderen Geschichten des ersten Teiles des Buches. Die durch das Schicksal mißtrauisch gewordene „Mutter Wiebke“, der von dem Stolz auf seine vermeintliche französische Abstammung durch die deutsche Kriegsbegeisterung geheilte „Herr Taucher mit der Klammer“ und der Arbeiter Sinkenbring, der als Freiwilliger in den Krieg zog, weil er „einmal eine Zeitlang nicht in beständiger Lebensgefahr sein möchte“, diese drei Leute sind mit ihren merkwürdigen kleinen Schwächen in feinsinniger schalkhafter Weise gezeichnet.

Im zweiten Teile des Buches, in den „Beinahe wahre Geschichten“ und in den „Glossen, die der Tag brachte“, kommt der politische Humor mehr zur Geltung. Die Art und Form, in der die Fehler unserer Hauptfeinde im Welt-

kriege, der Briten, Franzosen und Russen, in scherzhaftem Gewande gezeigt werden, offenbaren die treffende Beobachtungsgabe und das gute Verständnis des Verfassers. Mit feiner Ironie, gerechtem Spott und teilweise auch scharfem Sarkasmus geißelt er von unseren Feinden, was an ihnen eine solche Kritik herausfordert. Das Buch kann nur empfohlen werden. Dr. A.

Jesus und der Krieg. Reden und Abhandlungen von Dr. Adolf Bolliger, Pfarrer in Zürich-Neumünster. Beilage: „Deutschlands Recht“. Evangelische Buchhandlung Karl Hirsch und Johannes Blanke, Emmishofen (Kanton Thurgau), Preis Fr. 1,25.

„Eine der schwierigeren Fragen für den Theologen ist, die christlichen Lehren der Friedens- und Nächstenliebe in Übereinstimmung mit den Kriegsdogmen moderner Kulturstaaten zu bringen. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser in dem Heft unterzogen, wenigstens soweit es in der Form geistlicher Ansprachen an das Laienpublikum und einer kurzen Abhandlung möglich ist. Sowohl in seinen sieben Predigten als auch in der „Abwehr“ genannten Polemik „Jesus und der Kriegsdienst“ (Nr. V des Heftes) tritt er unter dem Leitmotiv „Jesus und der Krieg“ diesem schwierigen Probleme näher. Abhold den Grundsätzen starrer Orthodoxie weist er an der Hand von einschlägigen Bibelstellen in den verschiedensten Beziehungen nach, daß Jesus und damit das Christentum den Krieg nicht verdamme, der einem sittlichen Gebot entspringe. Die von dem Verfasser aufgestellten Thesen über das Verhältnis des Krieges, insbesondere des jetzigen Weltkrieges zur christlichen Glaubenslehre mögen vom theologischen Standpunkte anfechtbar sein. Der freier denkende Christ indessen, der theologisch-philosophischen Streitfragen fern steht und Erbauung an den Grundlehren seines Glaubens findet, wird den Darlegungen des Verfassers mit großem Interesse folgen, dessen Originalität der Gedanken und dessen offene, inhaltsreiche Sprache sympathisch berührt. Dr. A.

Von der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung (Hamburg-Großborstel geht uns folgende Notiz zu:

„Eine Ehrung Ernst Zahns zu seinem 50. Geburtstag. Zu seinem 50. Geburtstag, dem 24. Januar 1917, ist dem deutsch-schweizerischen Dichter Ernst Zahn, dessen Bücher sich auch in Deutschland einen großen Leserkreis errungen haben, von der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel eine besondere Ehrung zu teil geworden. Getreu ihrem Grundsatz, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen“, hat die Stiftung beschlossen, dem Dichter 300 Stück seiner von ihr veröffentlichten Bücher zur freien Verteilung an deutsche Truppenteile, Lazarette oder deutsche Kriegsgefangene im Auslande zu überweisen. Es ist anzunehmen, daß diese Ehrung dem Dichter, der während des Krieges bereits zu wiederholten Malen Spenden zum gleichen Zweck machte, aus dem Herzen gesprochen ist. Übrigens hat die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung, die nicht nur innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wirkt, sondern tätig ist, so weit die deutsche Zunge klingt, schon in früheren Jahren wiederholt Werke von Ernst Zahn jedes Mal in vielen Hunderten von Exemplaren verteilt. Beispielsweise kaufte sie seinen Roman „Herrgottsäden“ im Jahre 1908 in 900 Exemplaren an, um ihn an ländliche Volksbüchereien zu verschenken. Auch die vier Erzählungen aus den

„Helden des Alltags“ wurden von der Stiftung (in 1750 Exemplaren) zum gleichen Zwecke erworben. Ähnlich sind des Dichters Bücher „Der Lästler“, „Verena Stadler“, „Die Mutter“, „Der Schatten“ in großer Zahl von der Stiftung verbreitet worden.

Wir können zu unserer Freude unseren Lesern mitteilen, daß uns Ernst Zahn eine noch nicht veröffentlichte Dichtung „Zürcher Märchen“ zur Verfügung gestellt hat, und werden wir im nächsten Heft mit dem Abdruck beginnen.

(Die Schriftleitung.)

Mitteilungen.

Das Aufstellen einer zweiten Schnellpresse, einer Tiegeldruckpresse und Buchbindereimaschinen hat den Betrieb der Buchdruckerei für kurze Zeit stillgelegt und kann deshalb die nächste Nummer erst am 22. April erscheinen und zwar als Doppelheft 30—31.

Fürsorge für Kriegsgefangene. (Mitget.) Die auch in der Schweiz zunehmende Knappheit an Lebensmitteln hat das schweizerische Volkswirtschaftsdepartement veranlaßt, der Tätigkeit der Komitees und Vereine, die sich mit der Liebesgabenversorgung befassen, gewisse Schranken zu ziehen. Um die Kontrolle über die Ausfuhr von Lebensmitteln in Form von Liebesgaben an Kriegsgefangene in den kriegführenden Ländern zu erleichtern, ist die Anordnung getroffen worden, daß die Komitees vom 1. April an nur noch solche Lebensmittel an Kriegsgefangene senden dürfen, die sie selber angekauft haben. Vom genannten Termin an kann deshalb die Hilfsstelle Pro Captivis in Bern keine Lebensmittelpakete mehr zur Weiterleitung an Kriegsgefangene annehmen. Dafür hält sie aber in ihrem Transitbureau, Marktgasse 8, verschiedene Typen von Paketen zur Verfügung von Vereinen und Privaten. Über die Zusammensetzung und die Preise gibt die an den Internierungsorten angeschlagene Preisliste Aufschluß.

Pakete mit Wäsche und Gebrauchsartikeln können nach wie vor der Hilfsstelle zur Spedition übergeben werden, und es gelten hierfür die bisherigen Bestimmungen.

Die Hilfsstelle Pro Captivis, Abteilung des schweizerischen Roten Kreuzes, hat, außer den Weihnachtspaketen und den von Privaten ihr zur Spedition übergebenen Liebesgaben, auf Bestellungen hin, die ihr durch das deutsche Rote Kreuz zugeleitet wurden, in der Zeit von Anfang Juli 1916 bis Ende März 1917 89300 Normalpakete an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich versandt. Das Gesamtgewicht dieser Liebesgaben übersteigt 400000 kg. Der Wert der versandten Liebesgaben dürfte ungefähr eine Million Frank ausmachen.

Die Bibliothekenabteilung von Pro Captivis hat bis jetzt 4071 Pakete mit 87095 Bücherbänden an Gefangenenlager in Frankreich versandt. Diese Bücher sind ihr von der deutschen Bücherzentrale in Bern zur Spedition übergeben worden.

Telegramm aus Frankfurt a. M. vom 24. 3. an die Technische Schule für Deutsche Internierte. Im Anschluß an den interessanten Vortrag eines Ihrer Leiter, des Herrn Dr. Heuscher, sendet die Frankfurter Musterschule der technischen Schule in Zürich treudeutsche Grüße in herzlicher Dankbarkeit für die hingebende Fürsorge zugunsten unserer lieben Verwundeten. Wir wünschen der Schule ferneres gutes Gedeihen. Walter.

Technische Schule für Deutsche Internierte, Zürich. Für das Sommersemester (Beginn 1. Mai) der technischen Schule für Deutsche Internierte in Zürich, Schmelzbergstraße 22, können Anmeldungen bis zum 18. April eingereicht werden. Die Gesuche sind zu richten

an die Deutsche Gesandtschaft G III (Prof. Woltereck) Thunstraße 23. Es müssen ihnen beigefügt werden: ein Lebenslauf, vollständiger Bildungsgang und etwaige Zeugnisse von technischen Fachschulen. Auch fertige Techniker werden aufgenommen und finden Verwertung teilweise als Hilfskräfte. Sie können außerdem sich bewerben um Zulassung zu einigen Vorlesungen an der eidgenössischen technischen Hochschule.

Ein Flottenroman. In Heft 30 beginnen wir mit dem Abdruck des trefflichen Marineromans „Die werdende Macht“ von Otto von Gottberg. Ein Roman, der kurz vor Kriegsausbruch entstand und darum mit seinen hellsehenden Ausblicken von besonderem Interesse sein dürfte, zumal er von unserer stolzesten, schönsten und schärfsten Waffe erzählt, von unserer Flotte und dem U-Boot.

Die Internierung von französischen Familienvätern. Schon seit langer Zeit schweben Verhandlungen wegen Internierung von Familienvätern mit drei oder mehr Kindern und solchen, die bereits 18 Monate in Gefangenschaft sind. Die Anregung zu dieser Internierung war, wie bekannt, von Seiner Heiligkeit dem Papste ausgegangen. Da nach dem augenblicklichen Stand des Notenwechsels vielleicht in absehbarer Zeit zu erwarten ist, daß Frankreich seine Zustimmung gibt, hat sich Deutschland entschlossen, diese Zustimmung nicht erst abzuwarten, sondern hat bereits am Mittwoch, den 4. April, den geplanten ersten Versuch zur Ausführung gebracht, indem es 100 französische Familienväter, welche schon seit einer Reihe von Wochen in Konstanz versammelt sind und der Internierung harren, mit Zustimmung der schweizerischen Behörden in die Schweiz brachte.

Soeben erfahren wir, daß in der kommenden Woche auch 100 deutsche gefangene Familienväter aus Frankreich nach der Schweiz kommen werden.

Berichtigung. Durch ein bedauerliches Versehen ist in den Aufstellungen der unseren Internierten geöffneten Schulen auf Seite 2 von Heft 25—26 die Handelsschule in St. Gallen sowie die dortige Handelsschule Dr. Schmidts, Handelsschule des Kaufmännischen Vereins und Gewerbeschule, weggefallen. In dem ausführlichen Bericht über den Unterricht der Internierten, welcher dem größten Teil der Auflage von Heft 25—26 beigegeben war, sind diese Lehranstalten auf Seite 23 behandelt.

Fridericianum, Davos. Die in Heft 28 der Deutschen Internierten-Zeitung angezeigten Abiturienten- und Einjährigkurse sind unentgeltlich.

Direktor Dr. Bach.

Schluss des verantwortlichen Teiles.

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“: Prof. Woltereck, Hermann Hesse und Leutn. Sticks, Bern, Thunstr. 23.